

# Die Verklärung des Bergbaues bei Novalis

Betrachtungen zum zweiten Bergmannslied im „Heinrich von Ofterdingen“

Von Dr. Gerhard Schulz, Melbourne

Novalis' romantischer Bildungsroman „Heinrich von Ofterdingen“ enthält zwei Bergmannslieder, die ein alter Bergmann einem andächtigen Hörerkreis vorträgt. Während das erste dieser Lieder — „Der ist der Herr der Erde . . .“ — auch heute noch vielen Freunden des Bergbaus gut bekannt ist und manche Würdigung erfahren hat<sup>1</sup>, ist das zweite fast vergessen. Der Grund dafür ist freilich in erster Linie in dem schwierigen Gehalt des Liedes selbst zu suchen. Der alte Bergmann nennt es „ein wunderliches Lied“. Es fand aber bei seinen Zuhörern großen Beifall, gerade „weil es so seltsamlich klang, beinahe so dunkel und unverständlich wie die Musik selbst, aber eben darum auch so unbegreiflich anzog, und im wachenden Zustande wie ein Traum unterhielt“<sup>2</sup>. Mitgeteilt wurde es dem Alten von einem reisenden Bergmann, „der weit herkam, und ein sonderlicher Rutengänger war“. Schon eine solche Einstimmung zeigt, daß es sich bei diesem Lied um etwas ganz anderes als um ein volkstümliches Bergmannslied handelt, wie es trotz seiner naturphilosophischen Gedanken das erste war, das ja seinen Eingang in verschiedene bergmännische Liedersammlungen gefunden hat. Das zweite Lied wird selbst in dem großen Werk Heilfurths<sup>3</sup> überhaupt nicht erwähnt — mit Recht; denn es ist nicht eigentlich Ausdruck bergmännischen Fühlens und Denkens, sondern vielmehr ein Lied über die Rolle der Bergleute in der Naturphilosophie Hardenbergs. Die Beziehungen zur singenden Grundschrift der Bergleute sind hier gelöst, während im ersten Lied Berufsstolz und Berufsbegeisterung in schlichter Darstellung auch den einfachen, ungebildeten Bergmann ansprechen konnten. Das Symbol ist zur Allegorie geworden. So hat das Lied auch viele, oft recht widerspruchsvolle Deutungen erfahren, die aber am Wesentlichen vorbeigingen, da sie die Bergbausymbolik dieses Gedichts nicht erfaßten. Erst Kluckhohn hat auf die direkten Bezüge zu den naturwissenschaftlichen Studien Hardenbergs hingedeutet und damit den rechten Weg für ein Verständnis des Liedes gewiesen<sup>4</sup>.

Die äußere Form des Liedes ist im Vergleich zum ersten etwas komplizierter. Es besteht aus sieben achtzeiligen Strophen, die allerdings nur eine Zusammensetzung aus zwei selbständigen Vierzeilern sind. Der vierte Vers einer Strophe wird immer mit einem Punkt abgeschlossen. Dennoch gehören diese beiden Vierzeiler in jeder Strophe inhaltlich zusammen, wie noch zu zeigen sein wird. Der Reim hilft die Strophe zusammenhalten: der erste Vierzeiler

hat Kreuzreim, der zweite umarmenden Reim, so daß das Reimschema a b a b c d d c jeweils die Einheit der Strophe verstärkt. Die Wortwahl ist, wie auch im ersten Lied, einfach; Fremdwörter treten nicht auf, dafür Ausdrücke aus der Umgangssprache, wie „sich satt erzählen“ und „. . . weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt“. Auch der Satzbau ist klar und übersichtlich. Dem schwierigen Inhalt steht also eine betont schlichte sprachliche Form gegenüber, die aber gerade Hardenbergs Stilideal am besten entspricht: „der einfachste Klang des gerührten Organs“ soll die Seele erheben, und aus den einfachen Worten soll „eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit, Andacht und Verwunderung“ hindurchschimmern<sup>5</sup>.

Ebenso ist der Aufbau des Gedichtes klar. Man könnte etwa symmetrisch einteilen:

1. bis 3. Strophe: Schilderung der unterirdischen Natur in ihrem gegenwärtigen Zustand;
4. Strophe: Gold- und Geldgier der verwirrten Menschen auf der Erde;
5. bis 7. Strophe: die Erlösung der Natur, besonders durch die Arbeit der Bergleute.

Das letztere ist das eigentliche Thema des Gedichtes, mit dem Novalis Anschauungen Werners und alchimistische Vorstellungen, die ihm besonders in seiner Freiburger Zeit nahe gekommen sind, verknüpft hat.

1. Ich kenne wo ein festes Schloß,  
Ein stiller König wohnt darinnen  
Mit einem wunderlichen Troß;  
Doch steigt er nie auf seine Sinnen.  
Verborgen ist sein Lustgemach,  
Und unsichtbare Wächter lauschen;  
Nur wohlbekannte Quellen rauschen  
Zu ihm herab vom bunten Dach<sup>6</sup>.

Schon mehrfach hat Novalis das Bild eines Schlosses für die unterirdische Natur gebraucht: im ersten Bergmannslied ist von Felsenschlössern die Rede, die dem Bergmann ihre Schätze auftun; im dritten Geistlichen Lied heißt es:

*Es ist, als lägen Wunderschätze  
Da unten für ihm aufgehäuft,  
Nach deren Schloß in wilder Hetze  
Mit atemloser Brust er greift<sup>7</sup>.*

Novalis nimmt nun dieses Bild auf und führt es allegorisch weiter. Im Schloß wohnt der König, im Sprachgebrauch der Alchimisten das Gold. Schon der alte Bergmann hatte in seinem Bericht das Gold als den „König der Metalle“<sup>8</sup> bezeichnet, und in einem Freiburger Gedicht „Kenne dich selbst“<sup>9</sup> wird direkt auf diese alchimistischen Vorstellungen Bezug genommen.

Der „König“ in der Erde wird von seinem Troß, den anderen Mineralien, umgeben. Er wird geschützt durch „unsichtbare Wächter“, durch die vielfältigen Gefahren der Tiefe, die dem Menschen den Eintritt erschweren wollen. Nur die eindringenden Quellen bringen Nachricht von der Oberwelt:

2. Was ihre hellen Augen sahn  
In der Gestirne weiten Sälen,  
Das sagen sie ihm treulich an  
Und können sich nicht satt erzählen.  
Er badet sich in ihrer Flut,  
Wäscht sauber seine zarten Glieder,  
Und seine Strahlen blinken wider  
Aus seiner Mutter weißem Blut.

Hier wird das allegorische Bild von der Erdtiefe zunächst fortgeführt und um das Bild von der „Mutter weißem Blut“ bereichert. Es handelt sich um Quarzadern, in denen, z. B. in Eula, das ja im „Ofterdingen“ direkt genannt wird, das Gold vorkam. Im Bergmännischen Wörterbuch von 1778 heißt es unter „Quarz“: „Er ist eine Gangart und Erzmutter, in dem man alle Arten von Metallen, Halbmetallen, auch die meisten Mineralien, von der Natur erzeugt, findet“<sup>10</sup>. „Mutter oder Erzmutter in diesem Sinne sind alte bergmännische Ausdrücke. Darüber hinaus weist aber diese Strophe in der Andeutung einer Verbindung mit der Oberwelt schon auf das nun Folgende hin:

3. Sein Schloß ist alt und wunderbar,  
Es sank herab aus tiefen Meeren,  
Stand fest, und steht noch immerdar,  
Die Flucht zum Himmel zu verwehren.  
Von innen schlingt ein heimlich Band  
Sich um des Reiches Untertanen,  
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen  
Herunter von der Felsenwand.

Der erste Teil der Strophe ist eine kurze poetische Zusammenfassung von Werners neptunistischer Theorie. Werner ging von der Vorstellung einer allgemeinen Wasserbedeckung der Erde in ältester Zeit aus. „Er erklärt alle Gesteine mit Ausnahme der jungvulkanischen Laven und Tuffe als Ausscheidungen aus wäßriger Lösung, aus einer allgemein chaotischen Flüssigkeit, die der Schöpfung der Tiere und Pflanzen voranging“<sup>11</sup>. Der Neptunismus hatte gerade die Romantiker stark beeindruckt, entsprach er doch ganz ihren Vorstellungen von einer organischen Entwicklung in der Natur.

Das Gold und seine Untertanen, die anderen Mineralien, waren also gefangen, nachdem sie sich erst einmal in der

Erde abgesetzt hatten, und um wieder frei zu werden, genügte nicht die eigene Kraft, sondern bedurfte es der Erlösung. Die Gewißheit der Erlösung ist jedoch da — ein „heimliches Band“ schlingt sich im Innern um alle, und die Wolken, die sich auf das Gebirge senken, sind das erste Anzeichen einer kommenden Befreiung. Zur Erläuterung dieses eigentümlichen Bildes möge außer dem Hinweis darauf, daß sie ja die Erde wieder mit Wasser bedecken wollen, noch das folgende Wort aus dem zweiten Teil des „Ofterdingen“ dienen: „So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erscheinungen der zweiten, höhern Kindheit, des wiedergefundenen Paradieses sind und darum so wohlthätig auf die erstere heruntertauen“<sup>12</sup>. Noch ist es aber nicht so weit.

4. Ein unermeßliches Geschlecht  
Umgibt die festverschloßnen Pforten,  
Ein jeder spielt den treuen Knecht  
Und ruft den Herrn mit süßen Worten.  
Sie fühlen sich durch ihn beglückt  
Und ahnden nicht, daß sie gefangen;  
Verauscht von trügllichem Verlangen  
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

Hier nun blicken wir auf die Menschen der Gegenwart, jenes „unermeßliche Geschlecht“. Sie werden beherrscht von hemmungsloser Goldgier, der sie Würde und Sittlichkeit opfern; sie fühlen sich einzig vom Besitze der Naturschätze beglückt, ohne nach dem Sinn ihres Daseins zu fragen. So hat sie „ein betrüglisches Trum aus der wahren Richtung“ gelockt. Denn „die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines einzigen sein. Als Eigentum verwandelt sie sich in ein böses Gift“<sup>13</sup>... Novalis zeichnet hier ein Bild jener wilden Jagd nach Besitz, die die Menschen zu würdelosen Sklaven ihrer Gier macht und die es zu überwinden gilt, wenn die Welt zu neuer Harmonie kommen soll. Schon gibt es Menschen, die eine innere Umkehr vollzogen haben:

5. Nur wenige sind schlau und wach  
Und dürsten nicht nach seinen Gaben;  
Sie trachten unablässig nach,  
Das alte Schloß zu untergraben.  
Der Heimlichkeit urmächtigen Bann  
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;  
Gelingts, das Innere zu entblößen,  
So bricht der Tag der Freiheit an.

Die wenigen, die den Tag der Freiheit vorbereiten, sind die Bergleute. Novalis nennt sie nicht beim Namen, wie um ihren typischen Charakter noch zu verstärken. Sie sind „mit Freuden arm“, denn sie haben die rechte Einsicht, den rechten Blick nach innen, auf das Wesentliche. Sie haben die Macht des Königs Gold in sich schon überwunden und sind selbstlos geworden. Sie verstehen sich mit der „Heimlichkeit“, den Geheimnissen der Natur, deren Bann damit gebrochen ist. Der Bergmann, der dies Lied zum erstenmal sang, war ein „sonderlicher Rutengänger“, und die Wün-

schelrute wieder kann als Sinnbild für dieses geheime Einverständnis zwischen Mensch und Natur gelten. Die Bergleute bringen zur Herbeiführung einer besseren Zeit „die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht“, wie es schon in dem Fragment „Die Lehrlinge zu Sais“ heißt<sup>14</sup>. Aber der Weg in „das Innere“ ist nicht nur einseitig ein Weg ins Innere der Erde — er ist für Novalis gleichzeitig ein Symbol für das tiefere Eindringen in das Wesen des Menschen selbst. Selbsterkenntnis und Naturerkenntnis sind für ihn analoge Vorgänge, beide mit dem Ziel, zu neuer Harmonie in der Welt beizutragen. So ist auch die philosophische Schürfarbeit der Bergleute nicht nur im Innern der Erde, sondern auch im Innern des Menschen nötig. Der Tag der Freiheit bricht nicht nur für die „versteinerte Zauberstadt“<sup>15</sup> der Natur, sondern auch für den Menschen an.

6. Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,  
Dem Mut kein Abgrund unzugänglich;  
Wer sich auf Herz und Hand verläßt,  
Spürt nach dem König unbedenklich.  
Aus seinen Kammern holt er ihn,  
Vertreibt die Geister durch die Geister,  
Macht sich der wilden Fluten Meister,  
Und heißt sie selbst heraus sich ziehn.

Das ist wieder ganz die Arbeit der Bergleute. Nicht nur, daß auf die Einrichtung von Wasserkünsten in den letzten beiden Versen Bezug genommen wird, es zeigen sich auch an anderen Stellen deutlich die Beziehungen zur bergmännischen Tätigkeit und ihrem Ethos, wie es Novalis sieht. Hier fällt vor allem die Verwandtschaft mit dem ersten Bergmannslied auf. Auch hier scheuen die Bergleute „nicht Fleiß und Plage“, auch hier „folgen die Gewässer hilfreich den Berg hinauf“, und schließlich sind auch hier die Bergleute mit der Natur „inniglich vertraut“ und haben keine Angst vor ihr. Der sagenhafte böse Berggeist als Wächter der Tiefe wird durch das helle Verständnis, durch den Geist des Menschen vertrieben. Der goldene König aber wird von den Bergleuten auf die Erde geholt, zunächst zum Nachteil der Menschen, jedoch:

7. Je mehr er nun zum Vorschein kömmt  
Und wild umher sich treibt auf Erden;  
Je mehr wird seine Macht gedämmt,  
Je mehr die Zahl der Freien werden.  
Am Ende wird von Banden los  
Das Meer die leere Burg durchdringen  
Und trägt auf weichen grünen Schwingen  
Zurück uns in der Heimat Schoß.

Die Vollendung ist erreicht. Nach alten alchemistischen Ansichten soll das Gold an Macht einbüßen, je mehr es sich ausbreitet. Das ist aber zugleich auch Hardenbergs Hoffnung beim Anblick der Welt seiner Tage. Er sieht deren Tanz ums Gold, er verabscheut ihn und hofft auf eine Besserung des Zustandes gerade durch dessen immer extremere Steige-

rung. Denn so untergräbt die Natur „heimlich den Grund des Eigentümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, allen anzugehören, allmählich zu befriedigen“<sup>16</sup>. Um den Besitz und um das Gold als dessen Sinnbild geht es ja im „Ofterdingen“ immer wieder, so daß Friedrich Schlegel, als er den Roman gelesen hatte, sagen konnte, es seien „herrliche Bergmannsträume“ und das „Zentrum das Symbol des Goldes“<sup>17</sup>. Es enthüllen sich hier die grundlegenden Gegensätze, die Novalis von der Gesellschaft seiner Zeit trennen und die seine Weltanschauung und seine Dichtung wesentlich bestimmen.

Für das nun erreichte, neue, bessere — das goldene Zeitalter wählt Novalis allerdings ein merkwürdiges Bild. Man denkt zunächst an das Ertrinken einer Grube, erkennt aber dann, daß im wesentlichen die Wernersche Auffassung vom Urmeere am Anfang aller Zeiten Pate gestanden hat, eine Auffassung, die sich schon in der dritten Strophe gezeigt hat. Novalis benutzt den Gedanken eines solchen Urmeeres als Symbol für die Verbindung von allem mit allem, für die neue Harmonie, die hergestellt werden soll und in der alle konventionellen, künstlichen „Bande“ gelöst werden. Keineswegs stellt er sich etwa eine wirkliche Sintflut am Ende aller Tage vor. Ähnliche Vorstellungen wie in dem Bergmannslied tauchen ja auch in anderen Werken von Novalis auf, wie überhaupt der Begriff des Flüssigen bei ihm eine besondere Rolle spielt. Am Ende der fünften Hymne an die Nacht heißt es:

*Die Lieb' ist frei gegeben  
Und keine Trennung mehr.  
Es wogt das volle Leben  
Wie ein unendlich Meer*<sup>18</sup>.

Und dann im „Lied der Toten“ aus dem Nachlaß zum „Ofterdingen“:

*Wunden gibts, die ewig schmerzen,  
Eine göttlich tiefe Trauer  
Wohnt in unser aller Herzen,  
Löst uns auf in eine Flut.  
Und in dieser Flut ergießen  
Wir uns auf geheime Weise  
In den Ozean des Lebens  
Tief in Gott hinein . . .*<sup>19</sup>

In den „Lehrlingen zu Sais“ schließlich findet sich ein regelrechter Hymnus auf das Wasser, auf das Flüssige überhaupt, und aus diesen Worten wird auch endgültig klar, was der seltsame Schluß des „wunderlichen Liedes“ bedeuten soll: „Das Wasser, dieses erstgeborne Kind luftiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verleugnen und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit himmlischer Allgewalt auf Erden“<sup>20</sup>.

So erleben wir im Lied in allegorisch-anschaulicher Darstellung die Krönung von Hardenbergs Weltanschauung:

die Erlösung des Menschen und der Natur aus dem Zwange der Einseitigkeit zu neuer Harmonie. Besonders der Bergmann ist berufen, zu dieser Aufgabe wesentlich mit beizutragen. Er fühlt sich als Erzieher der Menschen. Mit einem „Ich kenne ...“ beginnt er sein Lied, die anderen ansprechend, und mit dem alle umfassenden Wort „Und trägt ... zurück uns in der Heimat Schoß“ schließt er es.

Im Grunde ist dieses Gedicht ein allegorisches Märchen. Das sagt allerdings für Hardenberg nichts Negatives über den Wahrheitswert aus, wenn nur die Dichter das rechte Gefühl „für den geheimnisvollen Geist des Lebens“ haben: „Es ist mehr Wahrheit in ihren Märchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden: so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und natürlich. Es ist für unsern Genuß und unsere Belehrung gewissermaßen einerlei, ob die Personen, in deren Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten oder nicht. Wir verlangen nach der Anschauung der großen einfachen Seele der Zeiterscheinungen, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äußern Figuren<sup>21</sup>.“

Wir verstehen nun endgültig Hardenbergs Gestaltung des Bergbaus und der Bergleute in seinem dichterischen Werk, und wir erkennen auch den inneren Abstand, der ihn von einer realistischen Darstellung trennt. Hardenberg löst die Wirklichkeit in seiner Dichtung nicht schlechthin auf, aber er „romantisiert“ sie. „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.“ Die Welt aber „muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder<sup>22</sup>“. Es ist die Apotheose des Märchens. Alles reale Geschehen wird dem Romantiker zum bedeutenden Sinnbild für Höheres: „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt<sup>23</sup>.“

Aus der Erkenntnis von Natur und Geschichte ist eine romantische Welt der Poesie emporgestiegen. In ihr erfüllt sich die romantische Bewegung, insbesondere die Gedankenwelt des Novalis. Diese Poesie ist aber nicht mehr einfach mit Dichtung zu übersetzen. Es ist die „progressive Universalpoesie“, wie sie Friedrich Schlegel schon im 116. Athenäumsfragment dargestellt hatte. Ihre Aufgabe ist nicht nur, „alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen ... Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen<sup>24</sup>“. Oder mit den Worten des Novalis: „Poetisierung der Welt — Herstellung der Märchenwelt ... Das ganze Menschengeschlecht wird am Ende poetisch. Neue goldne Zeit<sup>25</sup>.“ Er hat damit im Grunde seine gesamte dichterische Aufgabe umrissen. Denn Verkünder dieser neuen Zeit der Poesie, der Liebe, der Harmonie ist der romantische Dichter, ist Novalis, ist Ofterdingen, sind auch — die Bergleute.

Alle haben die gleiche Aufgabe, alle haben sie die hohe Pflicht, Erlöser zu sein. Ist das Arbeitsfeld des einen vorzüglich die Tiefe der Erde, so ist das des anderen die Tiefe der menschlichen Seele. Und beide werden ihre Aufgabe besser erfüllen können, je mehr sie von dem Tun des anderen verstehen. Deshalb lauscht der Dichter Ofterdingen andächtig den Erzählungen des Bergmanns, und deshalb hat er auch das Bergmannslied „schon irgendwo gehört“<sup>26</sup> — er hat seine eigenen, noch unbewußten Gedanken darin gespiegelt gefunden. Deshalb aber auch gehören „Gesang und Zitherspiel“<sup>27</sup> so sehr zum Leben des Bergmanns. Wirklichkeit und Dichtung sind nicht zu trennen. Der Dichter ist nichts ohne die Wirklichkeit und die Wirklichkeit nichts ohne ihre Erhebung ins Poetische. In diesem Sinne hat uns Novalis eine Verklärung des Bergbaus und der Bergleute gegeben, wie sie schöner und bedeutender nicht gedacht werden kann<sup>28</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Schulz: „Der ist der Herr der Erde ...“, Der Anschnitt Nr. 3/1959.
- 2 Zitiert nach: Novalis. Schriften. Im Verein mit Richard Samuel herausgegeben von Paul Kluckhohn. 4 Bände. Leipzig 1929. Abk.: Kl. — Dieses Zitat Kl. I, S. 153.
- 3 Heilfurth, Gerhard: Das Bergmannslied. Kassel 1954.
- 4 Kl. I, S. 77\*.
- 5 Kl. IV, Nr. 28, und Kl. III, S. 298, Nr. 104.
- 6 Das Gedicht: Kl. I, S. 153 bis 155.
- 7 Kl. I, S. 70.
- 8 Kl. I, S. 147.
- 9 Kl. I, S. 353.
- 10 Bergmännisches Wörterbuch. Bey Johann Christoph Stöbel. Chemnitz 1778, S. 404.
- 11 Bingel, Heinrich: A. G. Werner und seine Theorie der Gebirgsbildung. Diss. Marburg 1933, S. 58f.
- 12 Kl. I, S. 233.
- 13 Kl. I, S. 150.
- 14 Kl. I, S. 18.
- 15 Kl. III, S. 291, Nr. 70.
- 16 Kl. I, S. 150.
- 17 Kl. I, S. 92.
- 18 Kl. I, S. 64.
- 19 Kl. I, S. 255.
- 20 Kl. I, S. 36.
- 21 Kl. I, S. 164.
- 22 Kl. II, S. 335, Nr. 100.
- 23 Kl. I, S. 223.
- 24 Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Romantik. Band 3: Kunstanschauung der Frühromantik. Bearbeitet von Dr. Andreas Müller. Reclam, Leipzig 1931. S. 131.
- 25 Kl. I, S. 246.
- 26 Kl. I, S. 155.
- 27 Kl. I, S. 151.
- 28 Dieser Aufsatz und die in den Heften 1, 2, 3 dieses Jahrgangs erschienenen Beiträge des gleichen Verfassers sind Bearbeitungen einzelner Abschnitte seiner Dissertation „Die Berufstätigkeit Friedrich von Hardenbergs (Novalis) und ihre Bedeutung für seine Dichtung und seine Gedankenwelt“, Leipzig 1958.